

Zygmunt Bauman/David Lyon
DATEN, DROHNEN,
DISZIPLIN

Ein Gespräch über
flüchtige Überwachung

Aus dem Englischen
von Frank Jakubzik

Das Thema Überwachung ist allgegenwärtig: Wir werden in der U-Bahn gefilmt, machen Privates auf Facebook öffentlich, Mini-drohnen werden bald so billig sein, daß Neugierige ihre Nachbarn ausspionieren können. All das ist nicht nur für die Politik eine Herausforderung, sondern auch für die Soziologie. In dem in diesem Band dokumentierten Gespräch unternehmen Zygmunt Bauman und David Lyon, der Begründer der »Surveillance Studies«, den Versuch, Foucaults Idee des Panoptikums und Deleuze' Überlegungen zur Kontrollgesellschaft auf den neuesten Stand der Technik zu bringen.

Zygmunt Bauman ist einer der bedeutendsten Soziologen der Gegenwart. In der edition suhrkamp erschien zuletzt sein Essay *Wir Lebenskünstler* (es 2594).

David Lyon lehrt Soziologie an der Queen's University in Kingston (Kanada) und leitet dort das Surveillance Studies Centre.

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe dieses
Buches erschien im Jahr 2013 unter dem Titel
Liquid Surveillance. A Conversation
bei Polity Press (Cambridge).

INHALT

| | |
|--|-----|
| Vorwort und Danksagung | 7 |
| Einleitung (David Lyon) | 11 |
| 1. Drohnen und Soziale Medien | 31 |
| 2. Nach dem Panoptikum: flüchtige Überwachung? | 70 |
| 3. Distanzierung und Automatisierung | 98 |
| 4. Überwachung und (Un-)Sicherheit | 126 |
| 5. Konsumismus, neue Medien und soziale Klassifizierung | 150 |
| 6. Eine Ethik des Überwachens | 162 |
| 7. Was können wir tun, worauf hoffen? | 174 |
| Anmerkungen | 195 |

T 49 896



Erste Auflage 2013
edition suhrkamp 2667
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2013
© Zygmunt Bauman und David Lyon 2013
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-12667-7

2. NACH DEM PANOPTIKUM: FLÜCHTIGE ÜBERWACHUNG?

DAVID LYON Wenn man anfängt, sich mit dem Thema Überwachung zu beschäftigen, hält man die Metapher des Panoptikums für brillant. Zum einen beschreibt sie, wie Überwachung funktioniert, zum anderen ermöglicht sie, diese innerhalb der Geschichte der Moderne zu verorten. Für Foucault, der in Bentham's Entwurf eines panoptischen Gefängnisses bekanntlich einen Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung moderner, auf Selbstdisziplinierung beruhender Gesellschaften sah, markiert das Panoptikum einen historischen Wendepunkt.

Anderen, die schon länger zum Thema Überwachung forschen, entlockt die bloße Erwähnung des Begriffs jedoch eher ein verärgertes Stöhnen. In ihren Augen hat man zu oft zu viel vom Panoptikum erwartet, mit der Folge, daß dessen Entwurf bei jeder denkbaren und undenkbaren Gelegenheit hervorgeholt wird, um zu erklären, was, nun ja, Überwachung ist. So begegnen wir dann elektronischen Panoptiken und Superpanoptiken oder Varianten wie dem Synoptikum und dem Polypanoptikum. Es reicht! meint Kevin Haggerty und fordert dazu auf, »die Mauern einzureißen«. ⁴¹ Die Nützlichkeit der Metapher vom Panoptikum stoße heute an historische und logische Grenzen.

Zweifellos allerdings hat Foucault faszinierende und wichtige Bemerkungen über das Panoptikum gemacht und gezeigt, daß es tatsächlich in mancher Hinsicht ein Spiegel der Moderne ist. Für ihn war die Disziplinierung ein entschei-

dender Faktor, die Beherrschung der »Seele« des Menschen mit der Absicht, sein Verhalten und seine Motivation zu verändern. Seine Überlegungen haben etwas Durchdringendes und Bezwingendes: »Derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung.« ⁴² Damit wird, wie Foucault ebenfalls sagt, das Sichtbarsein zu einer Falle, bei deren Bau die Sichtbargemachten sogar noch selber mithelfen. Allein schon dieser Gedanke aus der Beschäftigung mit der panoptischen Überwachungstechnik wäre heute mehr denn je der Untersuchung wert. Inwiefern schreiben wir uns die Überwachungsmacht selber ein, indem wir ins Internet gehen, eine Kreditkarte benutzen, unseren Ausweis vorzeigen oder Sozialleistungen beantragen?

Zudem hat Foucault überzeugend gezeigt, daß die Machtverhältnisse alle sozialen Situationen durchziehen, also nicht nur jene, in denen es offen und offensichtlich um die Kontrolle und Beherrschung einer Bevölkerung etwa durch Polizisten oder Grenzbeamte geht. Daß die Beobachtung von Konsumenten zum Zwecke des Database-Marketing ⁴³ als »panoptisch« bezeichnet wird, wie es Oscar Gandy in seinem Buch *The Panoptic Sort: A Political Economy of Personal Information* tut, mag daher kaum überraschen. ⁴⁴ Allerdings wird dabei das ursprüngliche panoptische Prinzip womöglich ein wenig überdehnt (dazu später mehr).

Der Versuch, heute panoptische Verfahren einzusetzen, kann allerdings auch offensichtlich zwiespältige Folgen haben. So kommt Lorna Rhodes bei der Untersuchung der

Verhältnisse in den US-amerikanischen »super-maximum security«-Gefängnissen zur Hochsicherheitsverwahrung von Schwerstkriminellen zu dem Schluß, daß das Panoptikum »jeden krank machen« kann.⁴⁵ Sie zeigt, daß Insassen von »Supermax«-Gefängnissen zur Selbstverstümmelung neigen; die »kalkulierte Manipulation« des Körpers durch das Panoptikum beschwöre also ihr Gegenteil, eine irrationale Manipulation dieses Körpers, herauf. Die Insassen erfahren ihren Körper als schutzlos und verstümmeln ihn, um die Herrschaft über ihn zurückzugewinnen und sich irgend ihrer selbst zu versichern. Sie reagieren auf die ausweglose Sichtbarmachung, mit der man sie zum Gehorsam anhalten will, indem sie die Sichtbarkeit ihres Körpers paradoxerweise noch verschärfen.⁴⁶

Auf der anderen Seite spüren etwa Oscar Gandy oder zuletzt Mark Andrejevic Verfahren panoptischer Sichtung in Konsumprozessen auf.⁴⁷ Das ist sozusagen die weiche Seite des Überwachungskontinuums. Die Grundidee des Database-Marketings ist es, den Zielpersonen vorzumachen, ihre Meinung würde erfaßt und berücksichtigt, während es in Wahrheit nur darum geht, sie selbst zu erfassen und – natürlich – zu weiteren Käufen zu verleiten. Hier hat die Individualisierung eindeutig Warenform angenommen; wenn dabei eine panoptische Macht wirkt, steckt sie in der Dienstleistung des Anbieters und in dessen Bestreben, die Ahnungslosen einzulullen und zu ködern. Und wie Gandy und Andrejevic zeigen, funktionieren solche Verfahren in der Regel. Sie sind das Markenzeichen einer florierenden und lukrativen Marketing- und Werbeindustrie.

Und hier kommt das Paradoxon: Während die »harte« Seite des panoptischen Spektrums Verweigerung und Wider-

stand gegen die Abrichtung »gelehriger Körper« (Foucault) hervorbringt, scheint die »weiche« Seite die Betroffenen zu einer verblüffenden Konformität zu verleiten, die ihnen zu meist kaum bewußt wird.⁴⁸ Diese Paradoxie wirft in der Tat einige zentrale Fragen auf, etwa nach dem Verhältnis von Körper und Technologie, von Macht und Widerstand, von verborgenem Blick und wechselseitiger Sichtbarkeit, um nur drei Themen zu nennen. Aber sie weckt auch Zweifel daran, ob eine am Panoptikum orientierte Analyse heutzutage noch hinzureichen vermag.

Und genau aus diesem Grund möchte ich Sie nach dem Panoptikum fragen, Zygmunt. Sie haben sich lange vor mir zu diesem Thema geäußert und anhand einer Kritik des Panoptikums nachvollziehbar gemacht, inwiefern die zeitgenössischen Erscheinungsformen des Modernen über ältere hinausgehen. Das Panoptikum ist bei Ihnen ein zentraler Bestandteil des »Vorher«, als dessen »Nachher« die flüchtige Moderne erscheint, in der sich alles vordem Feste zu Strömungen verflüssigt und verflüchtigt und die Verfahren der Disziplinierung in neue Räume und Situationen diffundieren.

Daher zunächst, bevor wir uns den Details zuwenden, eine direkte und allgemeine Frage: Bedeutet die Entstehung einer verflüssigten oder flüchtigen Überwachung, daß wir das panoptische Modell vergessen können?

ZYGMUNT BAUMAN Kevin Haggertys Bedenken vermag ich schon aus grundsätzlichen Erwägungen nicht zu teilen. Schon vor Jahrzehnten hat mich eine Bemerkung des großen Psychologen Gordon Allport gegen derartigen Alarmismus immunisiert, die nämlich, daß wir in den Geisteswissenschaften niemals irgendwelche Probleme lösen, sondern

ihrer immer nur überdrüssig werden. Und die Forderung »Vergeßt ...!« – mit irgendeinem beliebigen Begriff anstelle der drei Pünktchen – ist seitdem zu einem der beliebtesten und zugleich verlogenensten der Sirenengesänge geworden, die in der flüchtigen Moderne aus allen Lautsprechern und Ohrstöpseln quellen ...

So wie ich es sehe, erfreut sich das Panoptikum bester Gesundheit, es bedient sich elektronisch optimierter, »cyborgisierter« Muskeln, die ihm mehr Macht verleihen, als es sich Foucault oder gar Bentham je hätten vorstellen können oder wollen – aber es ist jetzt nicht mehr das universelle Muster beziehungsweise die universelle Strategie der Herrschaft, wie zur jeweiligen Zeit dieser beiden Autoren, und nicht einmal mehr ihr vornehmstes oder am häufigsten praktiziertes Mittel. Man hat das Panoptikum verlagert und seine Verwendung auf die »unbeherrschbaren« Teile der Gesellschaft beschränkt, die sich in Gefängnissen, Lagern, psychiatrischen Kliniken und anderen »totalen Institutionen« im Sinne Erving Goffmans wiederfinden. Wie diese Institutionen heutzutage arbeiten, hat meines Erachtens Loïc Wacquant präzise und mit definitiver Gültigkeit beschrieben. Die Anwendung panoptischer Praktiken beschränkt sich seiner Beobachtung nach auf Orte, an denen Menschen untergebracht sind, die die Gesellschaft auf der Sollseite verbucht, für unbrauchbar erklärt und mit allen Konsequenzen »ausgeschlossen« hat – und deren einziger Zweck nunmehr die Entmündigung des Körpers und nicht mehr seine Heranziehung zu nützlichen Arbeiten ist.

In Anbetracht dessen sind die Beobachtungen von Lorna Rhodes ganz und gar nicht »zwiespältig« oder »paradox«. Die Kooperation der Beherrschten wurde von den Herr-

schenden schon immer begrüßt, sie war immer integraler Bestandteil ihrer Kalkulationen. Die Selbstverstümmelung, die Zurichtung des eigenen Körpers bis hin zur Selbstzerstörung ist nichts anderes als das explizite oder implizite Ziel der Anwendung panoptischer Techniken auf die unbrauchbaren und völlig unprofitablen Elemente der Gesellschaft. Ohne Zweifel wird eine solche Kooperation der Opfer weder mißbilligt noch bedauert, wie laut und larmoyant manche Leute auch das Gegenteil beteuern mögen! Das Genie des Herrschens besteht darin, die Aufgaben des Herrschers von den Beherrschten erledigen zu lassen – die Insassen der Supermax-Gefängnisse tun nichts anderes, als deren wirklichen Willen an sich selbst zu exekutieren. Die »Totalität« dieser Art totaler Institution manifestiert sich gerade darin, daß der einzige den Beherrschten offenstehende Weg der »Selbstvergewisserung« darin besteht, mit eigener Hand das zu tun, was die Herrschenden getan sehen möchten. Der historische Vorläufer, wenn Sie das interessiert, sind die Gefangenen, die sich in Auschwitz in die elektrisch geladenen Stacheldrahtzäune warfen. Allerdings hat weder damals noch seither jemand behauptet, auf diese Weise habe die »kalkulierte Manipulation« das Gegenteil dessen herbeigeführt, was die Manipulateure wollten!

Ich bin mir nicht sicher (und die Gelehrten diskutieren noch), ob es Étienne de la Boétie wirklich gegeben hat oder ob Montaigne ihn erfand, um der Gefahr zu entgehen, als Verfasser eines hochbrisanten, entlarvenden und aufrührerischen Textes bestraft zu werden – jedenfalls ist die Abhandlung *Von der freiwilligen Knechtschaft* auch heute noch ein äußerst lesenswertes Buch, vor allem für jene, die sich vom vermeintlich Neuen blenden lassen und die Kontinuität

des scheinbar Diskontinuierlichen nicht zu erkennen vermögen.

Wer immer der Autor ist, er (oder sie) hat die Strategie vorausgesehen, die Jahrhunderte später in der flüchtigen Moderne und ihrer Konsumentengesellschaft nahezu in Perfektion angewandt wird. Wir haben es offenbar mit einem alle Bereiche erfassenden Trend zu tun, der Herrschaftstechniken, Philosophie und Handlungsgrundlagen des Managements, die Vehikel der sozialen Kontrolle und das Konzept von Macht an sich (also jede Manipulation, die erwünschtes Verhalten wahrscheinlicher macht und die Gefahr von Abweichungen auf ein Minimum reduziert) gleichermaßen betrifft. In allen genannten Bereichen setzt man nunmehr statt auf Zwang auf Verlockung und Verführung, statt auf normative Regulierung auf »Öffentlichkeitsarbeit«, statt auf polizeiliche Maßnahmen auf »reizvolle Angebote«; und jedesmal wird damit die Verantwortung für das Erzielen der erwünschten Resultate von den Bossen auf deren Untergebene übertragen, von den Supervisoren auf ihre »Klienten«, von den Beobachtern auf die Beobachteten; kurz: von den Managern auf die Gemanagten.

Damit hängt ein weiterer Trend zusammen, der im Bild von Zuckerbrot und Peitsche nur unzureichend erfaßt ist. Tatsächlich manifestiert er sich in einer Vielzahl grundlegender Veränderungen, die demselben Muster folgen: Wer eine Aufgabe erledigt haben will, setzt heute nicht mehr auf Disziplin, Folgsamkeit, Anpassung, Befehl und Gehorsam, Routine, Uniformität und Einschränkung – versucht also nicht mehr, die Entscheidungen der Subordinierten durch den Appell an ihre Rationalität zu manipulieren, indem er Belohnungen in Aussicht stellt und Strafen androht –, son-

dern schließt statt dessen einen Wette auf ihre »irrationalen« Fähigkeiten und Eigenschaften ab, auf ihre Eigeninitiative, Abenteuerlust, Experimentierfreude, ihren Selbstbehauptungswillen, ihre Emotionalität und ihr Verlangen nach Spaß und Entertainment. Bentham sah den Schlüssel zu einer erfolgreichen Verwaltung darin, die Wahlmöglichkeiten der Insassen seines Panoptikums radikal einzuschränken, indem er ihnen als Alternativen zur dumpfen Langeweile eine noch dumpfere Tätigkeit, zum Hungern bloß Wasser und Brot anbot – wohingegen ein Manager von heute, der sich seine Boni ehrlich verdienen will, ein solches Regime als unverzeihliche und geradezu verrückte Verschwendung betrachten muß, da in den individuellen Vorlieben und Abneigungen erhebliche Profitchancen stecken, und zwar desto mehr, je vielfältiger und bunter es zugeht. Ein Verfahren, das allein auf Rationalität und die Unterdrückung idiosynkratischer Emotionen und Verhaltensweisen setzt, muß einem Topmanager der Gegenwart, der sich unvermeidlich am Zeitgeist orientiert, unentschuldig irrational erscheinen ...

Nachdem Max Weber die Bürokratie als umfassende Verkörperung der modernen Rationalität identifiziert hatte, versuchte er zu bestimmen, welche Gegebenheiten – abgesehen von starren Hierarchien mit Weisungsbefugnis und Rechenschaftspflicht – eine möglichst zweckrationale Einrichtung menschlicher Arbeitstätigkeit voraussetzt und welche Eigenschaften sie zu optimieren sucht. Ganz oben auf seiner Liste stand der Ausschluß persönlicher Loyalitäten, Bindungen, Überzeugungen und Vorlieben, mit Ausnahme derer, die den Zielen der Organisation zugute kommen mochten; alles »Persönliche«, das nicht in deren Regelbüchern

vorkam, mußte also beim Betreten des Gebäudes gleichsam an der Garderobe abgegeben und konnte erst nach »Büroschluß« dort wieder abgeholt werden. Heute, da die Manager, ob als Vorgesetzte oder »Teamleiter«, Zuständigkeit, Beweislast und »Ergebnisverantwortung« auf die Schultern des einzelnen Mitarbeiters abgewälzt haben oder die Aufgaben lateral abspalten, an »Subunternehmer« vergeben oder »outsourcen« und ihre Erfüllung nicht mehr im Rahmen der Beziehung von Chef und Untergebenem, sondern anhand des Schemas Anbieter-Kunde beurteilen, geht es in erster Linie darum, den subalternen zu einem »totalen Mitarbeiter« zu machen, der seine gesamte Zeit dem Unternehmen zur Verfügung stellt. Dieses Verfahren gilt mit gutem Grund als ungleich bequemer und profitabler als die notorisch teure, sperrige, restriktive und ungebührlich arbeitsintensive panoptische Beobachtung. Dafür, daß er seine Arbeit erledigt und ordentliche Leistungen erbringt, darf der rund um die Uhr überwachte Arbeitnehmer im Do-it-yourself-Verfahren auch noch sorgen. Mit dieser im Kleingedruckten des Arbeitsvertrags eingegangenen Verpflichtung wandern Aufbau, Betrieb und Pflege des Panoptikums von der Soll- auf die Habenseite der Unternehmensbilanz.

Kurz: Wie die Schnecke, die ihr Haus immerzu bei sich trägt, so müssen die Beschäftigten in der schönen neuen flüchtig-modernen Welt ihr jeweils persönliches Panoptikum selbst hervorbringen und auf dem eigenen Buckel mitschleppen. Sie sind uneingeschränkt verantwortlich dafür, sich selbst in gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten und ihren störungsfreien Betrieb zu gewährleisten (wer sein Mobil- oder Smartphone zu Hause läßt, um einen Spaziergang zu machen, und sich damit der lückenlosen Verfügung seines Vor-

gesetzten entzieht, kann in ernsthafte Schwierigkeiten geraten). Verlockt vom Zauber der Verbrauchermärkte und eingeschüchtert von der neuen Freiheit der Bosse, jederzeit unter Mitnahme der Arbeitsplätze den »Standort« zu wechseln, sind die Subordinierten dafür prädestiniert, ihre Bewachung selbst zu übernehmen und die Wachtürme des alten Panoptikums nach Bentham/Foucault überflüssig zu machen.

DAVID LYON Also gehört das klassische Panoptikum für die allermeisten Bewohner der Nordhalbkugel der Vergangenheit an, abgesehen davon, daß sie ihr »persönliches Panoptikum« mit sich herumtragen müssen. Tatsächlich wird das klassische Panoptikum nur mehr an den Rändern verwendet, vor allem in Stadtgebieten, in denen die Armen, wie Wacquant schreibt, als »Ausgestoßene« leben. Und ich stimme Ihnen vollauf darin zu, daß es an solchen Orten Erscheinungen gibt, die einem Panoptikum verdächtig ähneln. Der von Wacquant beschriebene »wohlfahrtsstaatliche Panoptismus« findet sich etwa dort, wo verarmte Familien im Zuge vermeintlicher Hilfeleistungen tatsächlich einer immer präziseren und umfassenderen sanktionsbewehrten Überwachung unterworfen werden.⁴⁹ Dieses Motiv spielt auch bei John Gilliom eine wichtige Rolle, der in seinem Buch *•verseers of the Poor* untersucht, wie von Sozialhilfe lebende alleinerziehende Mütter in Ohio dem Regime einer hochgradig in die Privatsphäre eingreifenden, computergetriebenen Individualfürsorge unterworfen werden (wobei sie allerdings immer wieder Wege finden, das System zum Wohl ihrer Kinder zu umgehen).⁵⁰

Bleiben wir noch ein wenig bei diesem Thema, bevor wir zu den zeitgenössischen Varianten der Theorie des Panop-

tikums kommen und unsere Überlegungen ausweiten. Sie behaupten, daß das Panoptikum an den Rändern der Gesellschaft, in totalen und anderen Institutionen nach wie vor eine Rolle spielt. Wacquant konzentriert sich auf den sozialen Panoptismus in den vernachlässigten und verarmten Vierteln von Städten beider Hemisphären. Sind Sie der Ansicht, daß sich seine Beobachtungen auch auf marginalisierte Gruppen anwenden lassen, auf Einwanderungswillige, des Terrorismus Verdächtige und andere, die den »Sicherheits«-Maßnahmen der letzten Zeit unterworfen sind? Didier Bigo wiederum variiert den Begriff des Panoptikums, wenn er in bezug auf diese weltweit Marginalisierten vom Einsatz eines »Bann-Optikums« spricht.

Im Kern bezieht sich dieser Begriff darauf, daß man mit Hilfe von Profiling-Technologien zu bestimmen versucht, wer einer gründlicheren Überwachung zu unterziehen ist und wer nicht. Doch wie eine genaue theoretische Analyse zeigt, bringt die zunehmende Abstimmung der internationalen »Verwalter des Ungewissen« – Polizei, Grenzbehörden, Fluggesellschaften – neue Formen einer »globalisierten (Un-)Sicherheit« hervor. Transnationale Bürokrationen, kommerzielle wie behördliche, arbeiten heute aus der Distanz, um die Aktivitäten von Menschen zu beobachten und zu kontrollieren. Zusammengenommen bilden ihre Diskurse, Praktiken, architektonischen Einrichtungen und Regularien einen umfassenden Apparat, ein »Dispositiv«, wie Foucault das nannte. So entsteht aber nicht etwa ein globales Panoptikum, sondern eben das »Bannoptikum« – in dessen Begriff sich »das alte germanische Wort [Bann]«, das »sowohl den Ausschluß aus der Gemeinschaft als auch den Befehl und das Banner des Souveräns« bezeichnet, wie Giorgio

Agamben unter Verweis auf den Philosophen Jean-Luc Nancy schreibt,⁵¹ mit Foucaults Panoptikumsbegriff verbindet. Dieses Dispositiv bestimmt, wer willkommen ist und wer nicht; es schafft damit Kategorien von Menschen, die nicht nur ein einzelner Nationalstaat, sondern eine amorphe und uneinheitliche Ballung globaler Mächte auszuschließen sucht. Dabei operiert das Bannoptikum virtuell, indem es sich auf miteinander vernetzte Datenbanken stützt und aus den aggregierten Daten zukünftige Entwicklungen und Ereignisse abzulesen versucht, ganz ähnlich wie die Polizeibehörde in dem auf einer Kurzgeschichte Philip K. Dicks basierenden Film *Minority Report*.

So wie Sie meint auch Bigo, daß es heute kein zentrales Panoptikum mehr gibt, sondern nur mehr jenes fragmentarische und heterogene Dispositiv. Es agiert vermittels staatlicher und privatwirtschaftlicher Organisationen, die gemeinsam mit anderen Institutionen die »Förderung von Informationstechnologie und Biometrik als Verfahren zur Überwachung grenzüberschreitender Bewegungen von Individuen« betreiben.⁵² Dadurch entsteht, so Bigo, gleichsam ein Raum transnationaler Unsicherheit (und damit alles andere als ein Panoptikum). In diesem verortet er bestimmte Diskurse (über Gefährdungspotentiale und Bedrohungslevel, den Feind im Inneren und so weiter), Institutionen, architektonische Strategien (von der Haftanstalt bis zur Lenkung der Warteschlangen in Flughäfen), Gesetze und Verordnungen, die jeweils bestimmte Gruppen von Menschen als Ziele besonderer Maßnahmen definieren. Die Strategie des Bannoptikums bestehe darin, bestimmte Minderheiten als »unerwünscht« zu identifizieren. Es bediene sich dazu einer in freiheitlichen Gesellschaften au-

ßergewöhnlichen (und mit einem »dauerhaften Notstand« begründeten) Machtfülle, der Techniken des Profiling (die es erlauben, manche Gruppen unter Verweis auf von ihren Mitgliedern in der Zukunft angeblich zu erwartende Verhaltensweisen auszuschließen) sowie der Verpflichtung der nicht ausgeschlossenen Gruppen auf den Glauben an den freien Fluß von Waren, Kapital, Informationen und Menschen. Da das Bannoptikum in den globalisierten Räumen jenseits des Nationalstaats operiere, spiele sich der Kampf zwischen der Macht und dem Widerstand nun nicht mehr ausschließlich zwischen einem Staat und der jeweiligen Gesellschaft ab.

Bigo meint, daß seine und Ihre Ansichten an diesem Punkt – der Aufteilung in, wie Sie es nennen, »globale und lokale« Menschen – konvergieren. Allerdings vermutet er, daß Sie womöglich unterschätzen, in welchem Maß die »globalen« Menschen durch die miteinander verquickten Strategien des Dispositivs unter einen »Mobilitätsimperativ« geraten. Der ständige Verweis auf die Bewegungsfreiheit gerönne so zu einer die Mehrheit betreffenden Norm. Diese wäre natürlich noch immer kein ausgewachsenes oder auch nur angedeutetes Panoptikum; dennoch könnte man mit ihr erklären, warum Ihre »globalen« Menschen so sehr an ihrem peripatetischen Lebensstil hängen *und* (so würde ich hinzufügen) warum sie eine Notwendigkeit sehen, andere an ein Bannoptikum zu verweisen. Bigo zufolge hängt alles vom Tun der »Verwalter des Ungewissen« ab, zu denen er Sicherheitsfachleute und andere zählt, die dem Dispositiv zur Überwachung außerhalb der Mehrheitsgesellschaft befindlicher Gruppen am nächsten stehen.

Daher meine Frage: Inwiefern helfen uns Ihrer Meinung

nach solche Varianten des Panoptikums, die Foucaults Erkenntnisse zwar aufgreifen, aber über sie hinausgehen, um der gegenwärtigen Politik, Wirtschaft und Technologie vor dem Hintergrund der Globalisierung gerecht zu werden, die Entwicklungen in einer flüchtigen Moderne zu verstehen? Bigos Überlegungen jedenfalls scheinen mir dem zu ähneln, was Sie in Ihrem Buch *Globalization. The Human Consequences* zu sagen versuchen – oder nicht?³³

ZYGMUNT BAUMAN Bei Bigo geht es in erster Linie um unerwünschte Einwanderer, doch sind die Überwachungsmaßnahmen an den Staatsgrenzen, mit denen er sich beschäftigt, nur eine Form des »Bannoptikums« (übrigens eine Prägung, die ich für gelungen halte, auch wenn sie eher den Regeln des Wortspiels als denen der Semantik gehorcht). Sie sind also nur ein Beispiel der allgemeinen Erscheinungsform jener Überwachungsphilosophie und ihres Instrumentariums, die nicht wie das Panoptikum auf das Festhalten von Insassen, sondern auf das Fernhalten von Externen abzielt und die sich aus dem derzeit offenbar unaufhaltsam wuchernden Bedürfnis nach *Sicherheit* speist, nicht wie das Panoptikum aus dem Bedarf an *Disziplinierung*. Die wichtigsten, also häufigsten und vorbildhaften Formen bannoptischer Überwachung sind meines Erachtens die Videoüberwachungsanlagen, deren Kameras auf den Einfriedungen von Luxuswohnanlagen, in den Gängen von Shopping Malls und am Rande der Parkplätze von Supermärkten lauern. Das Bannoptikum bewacht die Tore zu jenen Bereichen der Welt, in deren Innerem die übliche Do-it-yourself-Überwachung ausreicht, um »Ordnung« herzustellen und aufrechtzuerhalten; in erster Linie verwehrt es all jenen den Zutritt, denen es an dem für die Selbst-Kontrolle nötigen Instrumen-

tarium (Kreditkarte, Blackberry und so weiter) gebricht und denen daher nicht zugetraut werden kann, sich in hinreichendem Maße selbst zu überwachen. Diesen Individuen (genauer: Individuen dieser *Kategorie*) muß gleichsam eine elektronische Hilfestellung gewährt werden, um zu verhindern, daß sie sich innerhalb der schützenswerten Räume danebenbenehmen. Überdies dienen bannoptische Vorrichtungen im gleichen Maße dazu, jene Individuen unverzüglich auszumachen, die auch nur Anzeichen eines Unwillens zeigen, die Verhaltensvorschriften einzuhalten, oder gar planen, jene verbindlichen Normen zu überschreiten.

Anders gesagt, die Überwachungstechnik floriert heute auf zwei Seiten derselben Front, an denen sie jeweils entgegengesetzten strategischen Zielen dient: dem Einsperren (bzw. der Einhegung) auf der einen und dem Ausschluß (der »Aushegung«) auf der anderen Seite. Die weltweite Zunahme von Exilanten, Flüchtlingen, Asylsuchenden – oder Leuten, die bloß nach einem Dach über dem Kopf und etwas zu essen suchen – wird wohl in der Tat *beiden* Formen der Überwachung einen Boom bescheren (was Bigo wohl genauso sehen würde). Der Ethnologe Michel Agier hat in seinem neuesten Buch die Ergebnisse der Feldstudien zusammengefaßt, die er über zehn Jahre in den Flüchtlingslagern Afrikas und Südamerikas und in den europäischen »Durchgangslagern« durchführte, wo Migranten einsitzen, die als »illegale Zuwanderer« definiert bzw. den »recht- und gesetzlosen« Status von Asylsuchenden verpaßt bekommen.⁵⁴ In seinem Resümee sagt er, daß Walter Benjamins »Pech« (Hannah Arendt) – nämlich daß man ihn und seine Mitflüchtlinge aus dem spanischen Grenzort Portbou zurück ins mit den Nationalsozialisten kollaborierende Frankreich schicken

wollte, woraufhin er Selbstmord beging – siebzig Jahre später jeglichen »Ausnahmecharakter« verloren hat und alles andere als ein Einzelfall ist. Bereits 1950 zählte die offizielle globale Statistik eine Million Flüchtlinge (die meisten »Heimatvertriebene« aus dem Zweiten Weltkrieg). Heute beträgt die Zahl von »Menschen im Übergangszustand« nach konservativer Schätzung zwölf Millionen – für das Jahr 2050 wiederum rechnet man mit bis zu einer *Milliarde* exilierter und ins Niemandsland der »Durchgangslager« abgeschobener Flüchtlinge.

Das, was Walter Benjamin widerfahren ist und heute einer rasch wachsenden Menge von einem ähnlichen Schicksal getroffener Menschen geschieht, als »Übergangszustand« zu bezeichnen, ist ziemlich makaber. Ein »Übergang« ist ein finiter Prozess mit einem klaren Anfang und einem ebenso klaren Ziel, eine *Passage* von einem raumzeitlichen »Hier« zu einem raumzeitlichen »Dort«; doch genau diese Passage schließt der »Flüchtlingsstatus« aus, der sich dadurch vom »Normalzustand« abhebt und ihm per definitionem diametral entgegengesetzt ist. Ein »Durchgangslager« ist keine Zwischenstation, auch kein Rasthof oder Motel, in dem man auf einer Reise von A nach B Einkehr hält. Es ist eine Endstation, an der alle Wege enden und aus der jedenfalls keiner mehr hinausführt – denn die Aussicht, begnadigt zu werden oder auch nur seine Strafe vollständig abzusitzen, besteht kaum: Immer mehr Menschen werden in Lagern geboren und sterben dort, ohne je einen anderen Ort gesehen zu haben. Diese Lager dünsten den Geruch des Endgültigen aus, was allerdings nicht heißt, hier wäre man endgültig am Ziel angekommen, sondern: Hier ist der »Übergangszustand« zur Dauerlösung geworden.

Die Bezeichnung »Durchgangslager« ist, so gerne die Mächtigen sie jenen Orten geben, an denen sich aufzuhalten sie die Flüchtlinge zwingen, ein Oxymoron: Der »Durchgang« ist ja genau das, was den Flüchtlingen vorenthalten wird, und genau das kennzeichnet ihre Situation. In ein »Flüchtlingslager« verwiesen zu werden bedeutet mit Sicherheit nur eines: daß von dort aus alle anderen denkbaren Orte unerreichbar sind. »Insasse« eines Flüchtlingslagers zu sein bedeutet mit Sicherheit nur, daß man aus der übrigen Welt ausgeschlossen ist und überall als Fremder, Fremdkörper und Eindringling gilt – weshalb diese übrige Welt »gezwungen ist«, sich mit bannoptischen Vorrichtungen zu umhegen. Kurz: In ein Flüchtlingslager eingewiesen zu werden heißt, aus der Welt und der Menschheit ausgewiesen zu werden. Daß er ausgewiesen ist und immer *Exilant* bleiben wird, ist alles, was man über die Identität eines Flüchtlings wissen muß. Wie Agier wiederholt feststellt, ist es nicht die Tatsache, daß der Lagerinsasse von *anderswo herkommt*, sondern die, daß er *nirgendwo hingehen* kann – weil ihm das ausdrücklich verboten bzw. praktisch unmöglich gemacht wird –, was den Exilierten von der übrigen Menschheit trennt. Das Ausgeschlossenensein ist das, worauf es ankommt.

Ein Exilant muß keine Staatsgrenze überschritten haben, er braucht nicht aus einem anderen Land zu kommen. Er kann, und das ist nur allzuoft der Fall, auch in dem Land geboren und aufgewachsen sein, in dem er Exilant ist. Manche Exilanten haben sich keinen Zentimeter von dem Ort fortbewegt, an dem sie geboren wurden. Vollkommen zu Recht faßt Agier daher Flüchtlingslager, Einrichtungen für Obdachlose und städtische »Problemviertel« in derselben Kategorie zusammen, indem er sie als »Korridore des Exils« be-

zeichnet. Legale wie illegale Bewohner solcher Orte haben eine entscheidende Eigenschaft gemein: Sie sind überflüssig. Menschlicher Müll, die Verworfenen der Gesellschaft – mit einem Wort: Abfall. »Abfall« ist der Inbegriff des Unnützen; »auf den Abfallhaufen« gehört alles, was unrettbar unbrauchbar ist. Tatsächlich besteht der bedeutendste Beitrag, den Abfall zu leisten vermag, darin, daß er Räume verschmutzt und blockiert, die andernfalls nutzbringend eingesetzt werden könnten. Der oberste Zweck des Bannoptikums ist es, sicherzustellen, daß der Abfall vom »wertigen« Produkt getrennt und für den Transport auf die Müllkippe beiseite gelegt wird. Sobald er dort angekommen ist, sorgt das Panoptikum dafür, daß er auch dort bleibt – vorzugsweise bis der biologische Verfall das Problem gelöst hat.

DAVID LYON Ich finde es anregend und erhellend, in welchem Maß Ihre Überlegungen zum Thema mit denen von uns Überwachungstheoretikern übereinstimmen – oder eben nicht übereinstimmen. Können wir, bevor wir zu etwas anderem kommen, noch einmal über das Panoptikum sprechen? Wir sind uns ja offenbar einig, daß der Begriff des Bannoptikums dort am Platz ist, wo mittels panoptischer Verfahren offensichtlich Zwang ausgeübt wird, und daß dies in einer zunehmend globalisierten Welt bestürzenderweise immer öfter ganz alltäglich ist. Die Überwachungswissenschaft hat sich unter mindestens zwei Aspekten mit dem Thema beschäftigt, sich dabei allerdings auf die Bevölkerungsmehrheit, nicht auf den »menschlichen Abfall« bezogen.

Ich denke da zum einen an die glänzenden Untersuchungen zur Überwachung von Verbrauchern, die Oscar Gandy 1993 unter dem Titel *The Panoptic Sort* veröffentlichte. Ich ha-

be sie schon erwähnt, würde aber gerne noch etwas näher auf sie eingehen. Gandy zufolge haben wir es im Bereich des Database- und Zielgruppen-Marketings, etwa bei der Nutzung wohnortbezogener soziodemographischer Daten, mit einem Mechanismus der allgemeinen Sichtung zu tun. Man faßt die Einwohnerschaft eines Landes grob in Segmente oder »Nielsengebiete«⁵⁵ zusammen, um sie entsprechend ihres jeweiligen Konsumverhaltens ansprechen zu können. Gandy verwendet den Begriff des Panoptikums – auch wenn ihm manche Anhänger Foucaults darin vielleicht nicht folgen würden – zur Beschreibung solcher Marketingverfahren, vor allem aber zeigt er, daß das Panoptikum auch im Konsumbereich jeden beeinträchtigt, der in seinen alles erfassenden Blick gerät.

Gandy verbindet hier die Sichtungs- und Klassifizierungsaspekte des Panoptikums mit der computergestützten Verarbeitung von Konsumentendaten.⁵⁶ Zwar orientiert er sich hinsichtlich des Klassifizierungsgeschehens an Foucault, macht aber zugleich deutlich, daß es ihm um die »politische Ökonomie personenbezogener Informationen« geht. Das Marketing suche ständig nach neuen Wegen, Kunden ausfindig zu machen, die aufgrund bestimmter Eigenschaften als Angehörige attraktiver »Zielgruppen« gelten können.⁵⁷ Dabei werde sogar in Kauf genommen, andere potentielle Konsumenten aus dem Blick zu verlieren, um die wahrhaft lohnenden Kundenschichten gezielter abzuschöpfen. Die Sichtung konzentriert sich hier also auf Menschen, die alles andere als marginalisiert sind und ohnehin bereits vom System profitieren. Mark Andrejevic erblickt darin eine »bourgeoise Form der Mobilitätskontrolle«,⁵⁸ die bestens zu Smartphones, SUVs und dem Kreuzfahrttourismus paßt.

Was auch immer hier vom Panoptikum übriggeblieben ist – Andrejevic spricht zum Beispiel vom Ziel der Selbstdisziplinierung, insofern die Zielgruppe stets aufgefordert werde, ihr augenfällig exquisites Konsumniveau zu halten –, es dient dazu, diese Kundenelite möglichst effizient mit Waren und Dienstleistungen zu versorgen.

Der Witz der Untersuchungen von Gandy (und auch Andrejevic) liegt also darin, daß die Praxis der »panoptischen Sichtung« in diesen Bereichen das Gegenteil jener negativen Diskriminierung bezweckt, wie sie in anderen Bereichen üblich ist. Daher widmet Gandy dem Panoptikum im weiteren weniger Aufmerksamkeit und beschäftigt sich statt dessen mit den softwaregestützten statistischen Prozessen einer »rationalen Diskriminierung«.⁵⁹ Ihm zufolge legen Geoff Bowker und Susan Leigh Star in ihrem Buch *Sorting Things Out*⁶⁰ überzeugend dar, daß die Klassifizierung von Nutzern, Kunden, Patienten, Konsumenten etc. durch Institutionen heute eine immer wichtigere Rolle spielt, übersehen dabei aber, daß diese Klassifizierungen nicht nur deskriptiv, sondern auch normativ wirken – und die Möglichkeiten und Handlungsoptionen der betroffenen Gruppen beeinträchtigen können. So gehöre zur computergestützten rationalen Diskriminierung in der Wirtschaft regelmäßig ein Profiling hinsichtlich der ethnischen Zugehörigkeit, was etwa für Schwarze und Latinoamerikaner regelmäßige Nachteile zur Folge habe.

Das ist das eine Beispiel für die gegenwärtige Verwendung des Panoptikumsbegriffs. Daneben möchte ich Sie noch nach Thomas Mathiesens Begriff des »Synoptikums« fragen, den Sie bereits hier und dort diskutiert haben. Mathiesens stellt dem panoptischen Prinzip »Wenige beobachten viele« die

modernen Massenmedien gegenüber, die es in seinen Augen umkehren: »Die Vielen beobachten die wenigen.«⁶¹ Womöglich treten also dem Panoptikum heute die Massenmedien zur Seite. Mathiesens zentrale Aussage dabei ist wohl, daß sich die in heutigen Gesellschaften noch präsenten panoptischen Effekte nicht ohne Berücksichtigung des Synoptikums verstehen lassen, nicht zuletzt, weil sie dessen Auswirkungen mitprägen. (Das wurde meines Erachtens nach dem 11. September 2001 deutlich, als durch die ständige Wiederholung von Bildern der brennenden Twin Towers im Fernsehen das Gefühl einer ebenso unmittelbaren wie ständigen Bedrohung heraufbeschworen wurde, die, wie uns die Behörden unermüdlich einhämmerten, durch neue Maßnahmen im Sicherheits- und Überwachungsbereich eingedämmt werden müsse.)⁶²

Ihrer Ansicht nach stützen Mathiesens Beobachtungen Ihre Theorie einer flüchtigen Moderne, und dem stimme ich zu; die Rolle der Massenmedien ist von entscheidender Bedeutung für das Verständnis der gegenwärtig herrschenden kulturellen Bedingungen. Aber Mathiesen meint doch, daß das Panoptikum *mit* dem Synoptikum zusammenwirkt, und nicht etwa, daß es durch letzteres verdrängt werde? Auch hier wüßte ich gerne Ihre Meinung – hat das Panoptikum wirklich das Zeitliche gesegnet oder ist es nach wie vor am Leben, wenn es auch vielleicht in den letzten Zügen liegt? Und noch eine Anmerkung dazu. Der Kriminologe Aaron Doyle hat jüngst (sehr zu Recht) eingewandt, daß Mathiesens Medienbegriff ein instrumenteller ist und sozusagen auf dem Kopf steht, weil er nicht berücksichtigt, daß das Publikum die medialen Botschaften auf verschiedene Weisen dekodieren und ihnen auch Widerstand leisten kann.⁶³

Zudem werde der Begriff des Synoptikums der Fragmentierung des heutigen Massen-(Fernseh-)Publikums und dem extensiven Einfluß digitaler Medien nicht gerecht (obgleich man das Mathiesen kaum vorwerfen kann, da er vor dem Aufkommen der Sozialen Medien schrieb). Wie dem auch sei: Könnten die Medien, einschließlich der »neuen«, nicht auch Orte der Infragestellung von, der Kritik an Überwachung sein?

ZYGMUNT BAUMAN Ich verstehe Mathiesens »Synoptikum« als eine Form jenes »Panoptikums zum Selbermachen«, das ich bereits erwähnte – als ein signifikant modifiziertes Panoptikum also: eine Überwachung ohne Überwacher. Meines Erachtens hat Mathiesen diesen Neologismus geprägt, um den Begriff des Panoptikums vor dem Hintergrund der tiefgreifenden Veränderung der Management-Philosophie zu aktualisieren, die ich in meinem Buch über die Kollateralschäden sozialer Ungleichheit in Anlehnung an John Burnham als »zweite Revolution der Manager« bezeichnet habe. Was vordem als eine Pflicht galt, die die Manager und Verwalter durch eigene Arbeit und auf eigene Kosten zu erfüllen hatten, ist nun an die *Verwalteten und Gemanagten* abgetreten bzw. »subsidiarisiert« worden (um einen anderen suggestiven Neologismus zu verwenden, der camouflieren soll, mit welchem Eifer die Manager ihre als mühevoll, lästig und einschränkend empfundenen Kontrolltätigkeiten auf die Schultern der von ihnen zu Kontrollierenden abladen – und um diese Lastverlagerung als eine Stiftung, einen Akt der Schenkung von Autonomie- und Selbstbehauptungsrechten oder gar als die »Ermächtigung« und »Re-Subjektivierung« einst passiver Objekte des Verwaltungshandelns auszugeben). Mit Ihrem Einverständnis,

David, möchte ich hier noch einmal grob umreißen, was es mit der »zweiten Revolution der Manager« nach meinem Dafürhalten auf sich hat.⁶⁴

Zu Zeiten, in denen die gleichmäßig und unermüdlich repetitive Muster abarbeitende Maschine Vorbild aller industriellen Prozesse war, lief die Arbeit des Managens von Menschen tatsächlich auf eine echte Plackerei hinaus. Sie erforderte akribische Reglementierung und lückenlose Überwachung. Sie zwang zur Durchsetzung einer monotonen Routine, die jeden kreativen Impuls der Gemanagten *und* der Manager verkümmern lassen musste. Sie erzeugte Langeweile und schwelende Unzufriedenheit, die sich ständig zum offenen Konflikt zu entzünden drohten. Nicht zuletzt war das Managen auch ein *kostspieliges* Verfahren, die Erledigung der Arbeit sicherzustellen: Anstatt die unreglementierten Potentiale engagierter Arbeitskräfte in den Dienst der Sache zu stellen, wurden kostbare Ressourcen dazu verwendet, diese Potentiale abzutöten und aus dem Spiel zu halten. Alles in allem war das tägliche Management nicht die Art von Aufgabe, um die sich wohlhabende und mächtige Menschen reißen würden: Sie mochten sie keinen Tag länger ausführen als nötig, und angesichts der ihnen zur Verfügung stehenden Machtmittel war kaum zu erwarten, dass sie diesen Tag lange hinausschieben würden. Und das taten sie auch nicht.

Die gegenwärtig stattfindende zweite »große Transformation« (um das denkwürdige Wort des Wirtschaftshistorikers Karl Polanyi zu zitieren), die Ablösung der »Dienstleistungsökonomie« durch die »Erlebnisökonomie«, die sich sämtliche Ressourcen unserer Persönlichkeit mit all ihren Fehlern und Schwächen einverleibt und zunutze macht, si-

gnalisiert das Eintreten des Moments, da sich »die Manager von der Last des Managens befreien«. Mit John Burnham könnte man also von einer zweiten Revolution der Manager sprechen – obgleich in ihrem Zuge niemand seine Macht oder sein Amt verliert. So handelt es sich eher um einen *coup d'état*, eine Revolution von oben: Die Mächtigen erklären die alten Spielregeln für obsolet und proklamieren ein neues Spiel. Anführer dieser »Revolution« sind diejenigen, die das Sagen haben – sie sitzen nun fester denn je im Sattel. Sie haben die »Revolution« in der Absicht begonnen, ihre Macht zu vergrößern, ihre Position zu stärken und ihre Herrschaft gegen die Aufsässigkeiten zu immunisieren, die sie bislang zuverlässig hervorzubringen pflegte. Nach der zweiten Revolution ist die Machtposition der Manager nahezu unangreifbar geworden, da es ihnen gelungen ist, so gut wie alle einschränkenden oder sonstwie unangenehmen Fesseln und Verpflichtungen abzuwerfen.

Im Zuge dieser zweiten Revolution schafften die Manager die Routine ab und überließen die damit vakant gewordenen Kontrollräume den Kräften der Spontaneität. Sie stellten ihre Tätigkeit ein und zwangen die Ortsansässigen, indem sie ihnen mit Ausweisung drohten, sich nunmehr selbst zu managen. Die Verlängerung des Wohnrechts wird in immer neuen Wettbewerben ausgespielt: In jeder Runde gewinnen die besten, leistungsstärksten Spieler einen neuen befristeten Mietvertrag, der allerdings nicht mit der Garantie oder auch nur einer erhöhten Wahrscheinlichkeit verbunden ist, die nächste Prüfung unversehrt zu überstehen. Die Warnung, die in den Bankettsälen der »Erlebnisökonomie« an der Wand erscheint, lautet nicht »Mene tekel u-parsin« (»gezählt, gewogen, geteilt«), sondern: »Nur dein *aktuellster* Er-

folg zählt« (alle früheren sind ohne Bedeutung). Da sie auf Subjektivität, Verspieltheit und Performativität setzen, müssen, wollen und werden die Organisatoren der »Erlebnisökonomie« verhindern, dass man Meriten langfristig planen und ansammeln kann. Tatsächlich bewirken sie damit, dass die Ortsansässigen ständig in Bewegung bleiben und unablässig beschäftigt sind – indem sie fieberhaft dafür zu sorgen suchen, dass sie auch weiterhin mitspielen dürfen ...

Der Begriff »Synoptikum« beschreibt diese neuen Verhältnisse sehr gut. Wenn das Synoptikum an die Stelle des Panoptikums tritt, braucht man keine hohe Mauern und Wachtürme mehr, um die Insassen am Ausbrechen zu hindern, man braucht auch keine Supervisoren mehr anzuheuern, um die Einhaltung der vorgeschriebenen Routine sicherzustellen (wobei stets zusätzlich Kosten dadurch entstehen, daß man die von jener öden Routine gewöhnlich hervorgebrachte simmernde Kooperationsunlust und Aufsässigkeit bekämpfen und unablässig bemüht sein muß, drohende Rebellionen gegen die Würdelosigkeit des Sklavendaseins im Keim zu erstickten). Von den vormaligen Objekten bürokratischer Disziplinierungsbestrebungen wird heute erwartet, daß sie sich selbst disziplinieren und die materiellen und psychischen Kosten der Herstellung von Disziplin selbst tragen. Sie dürfen die Mauern selbst hochziehen und aus freien Stücken auf jeden Ausbruchversuch verzichten. Indem das Zuckerbrot (wenn auch meist in seiner Erscheinungsform als bloße Verheißung) an die Stelle der Peitsche tritt, die normative Regulierung durch gezielte Verlockung und Verführung abgelöst wird und täglich neu angefachte Wünsche und Sehnsüchte die Funktion eines teuren und Argwohn erweckenden Polizeiapparats übernehmen, sind die Wachtürme (die wie al-

le anderen strategischen Mittel darauf abzielen, erwünschte Handlungen zu fördern und unerwünschte zu eliminieren) privatisiert und die Genehmigungsverfahren für die Errichtung von Mauern dereguliert worden. Statt von Not getrieben zu werden, darf man die Chancen des Sklavendaseins nun freiwillig ergreifen (der von Étienne de la Boétie geprägte Begriff der »freiwilligen Knechtschaft« hat jahrhundertlang darauf gewartet, endlich das vornehmste Ziel der Managementphilosophie bezeichnen zu dürfen). Haben Sie übrigens bemerkt, daß bei »Einsparungen« in privatwirtschaftlichen Unternehmen meist das »mittlere Management«, also die einstigen Supervisoren des Mitarbeiter-Fußvolks, als erste dran glauben müssen?

Die Ausrüstung, mit der jeder sein eigenes mobiles und portables Ein-Personen-Minipanoptikum in Selbstbauweise errichten kann, wird natürlich im Handel angeboten. Und jeder, der in einem solchen Minipanoptikum leben möchte, ist selbst verantwortlich dafür, die entsprechenden Geräte auszuwählen und zu erwerben, sie zusammenzubauen und in Betrieb zu nehmen. Die Beobachtung, Abgleichung und Weiterverarbeitung der volatilen Distribution individueller synoptischer Initiativen bedarf dann aber doch wieder professionellen Personals; allerdings sind es die »Nutzer« von Google oder Facebook, die im Zuge ihrer versprengten, scheinbar autonomen, aber durch das Synoptikum koordinierten Aktivitäten die »Datenbanken« befüllen – und zwar mit dem Rohmaterial, aus dem Fachleute dann Gandys »Zielgruppen« prospektiver Käufer konstruieren können. Um Verwirrung zu vermeiden, würde ich den Begriff »Panoptikum« in diesem Kontext daher nicht verwenden. Die Fachleute, um die es geht, sind längst nicht mehr die

altmodischen Kontrolleure, die über die Einhaltung unentrinnbarer Routinen wachen; sie sind eher Stalker, die den rasch wechselnden Mustern der Wünsche und den von diesen inspirierten, volatilen Verhaltensweisen nachspüren. Sie sind sozusagen die »Veredler« des synoptischen Systems, das sie weder entworfen noch errichtet, sondern fertig vorgefunden haben. Oder diese mit der »Datenbank-Verarbeitung« beschäftigten IT-Ingenieure bewegen sich zwischen Synoptikum und Bannoptikum, insofern die Ergebnisse ihrer Arbeit notwendige Voraussetzung für den profitablen Einsatz bannoptischer Techniken im Marketing sind. Ja, so muß es sein, denn das Marketing setzt nicht nur Erkenntnisse über profitable »Zielgruppen«, sondern auch über Gegenden voraus, deren Bewohner als Kunden ungeeignet sind, um die kommerziellen Bemühungen effektiv steuern zu können. Effektives Marketing braucht das Synoptikum *und* das Bannoptikum. Und die »Datenverarbeitungsexperten« graben den Kommunikationskanal, über den beide miteinander verbunden sind.

Ein geradezu archetypisches Beispiel für die Kooperation dieser beiden Formen institutionalisierter Überwachung ist eine Software, die für Firmen entwickelt wurde, bei denen viele Anrufe von Kunden eingehen. Die Software ermöglicht es, die Anrufer anhand ihrer Telefonnummern vorzusortieren und unterschiedlichen Behandlungen zuzuführen – je nachdem, in welchem Maße sie den Profit des Unternehmens zu mehren (oder eben gerade nicht zu mehren) versprechen. Die Vielversprechenden werden nicht in Warteschleifen geschickt, sondern unverzüglich mit kompetenten Operatoren verbunden, die über die Berechtigung verfügen, unmittelbar auf ihre Wünsche zu reagieren. Die hoffnungs-

losen Fälle hingegen werden ewig in (von ihnen selbst zu bezahlenden) Warteschleifen gehalten und mit öden repetitiven Mitteilungen abgespeist, die aus bis zum Erbrechen wiederholten Musik-Snippets und dem ebenso geloopten Versprechen bestehen, mit dem nächsten freien Mitarbeiter verbunden zu werden. Wenn der dreiste Eindringling diese Behandlung und die mit ihr verbundene Demütigung übersteht und sich standhaft weigert, aufzulegen, wird er schließlich zu einem Mitarbeiter der unteren Ränge durchgestellt, der nicht über die Kompetenz verfügt, das Problem zu lösen oder die Beschwerde zu verstehen, die der Anlaß für den Anruf waren.